

## XVIII. Erster Austauschprofessor an der Columbia Universität

### New York 1906-1907

Mit der Schilderung der Bonner Zeit habe ich den Ereignissen etwas vorgegriffen. Denn sie war nicht ohne Unterbrechungen. Sie kamen überraschend.

Zunächst erhielt ich von dem mir unbekanntem Präsidenten der Columbia-Universität in New York, Nikolas Murray Butler, ein amtliches Schreiben, in dem er mir mitteilte, dass ich vom Board of Trustees der Universität einstimmig dazu erwählt sei, im kommenden Wintersemester Gastvorlesungen zu halten; er hoffe und bitte sehr darum, dass ich die Wahl annehme. Ich würde für die Dauer meiner Tätigkeit den amerikanischen Professoren in der Fakultät gleich gestellt werden und hätte eine zweistündige Vorlesung in englischer und Seminar-Übungen in deutscher Sprache abzuhalten. Ich würde in jeder Weise als erster „Kaiser-Wilhelm-Professor“ das Gegenstück zum ersten „Roosevelt-Professor“ in Berlin bilden.

Ich war erstaunt, denn ich hatte von der Sache bisher nichts erfahren. Kurz darauf wurde ich nach Berlin gerufen, wo mir im Kultusministerium sehr zugesetzt wurde, anzunehmen; man könne solche Wahl nicht ablehnen. Ob ich damals Althoff gesprochen habe, weiss ich nicht mehr; aber nach einiger Zeit rief er mich telegraphisch nach Schierke, und jene Zusammenkunft ist noch lebendig in meiner Erinnerung. Sie vollzog sich auf einem mehrstündigen Waldspaziergang. Es war erstaunlich, mit welcher Offenheit Althoff unendlich Vielerlei zur Sprache brachte. Für den Professoren-Austausch trat er mit Begeisterung ein. Diplomatie und Handel reiche für eine Annäherung der Völker nicht aus; es müsse der geistige Verkehr der Völker hinzukommen und damit einer Weltkultur der Weg gebahnt werden. Das sei eine der Aufgaben der Zeit. Ihr dürfe man sich nicht entziehen; ein guter Anfang sei von grösster Bedeutung. Er war überrascht, dass ich schon für die Feier des „Commencement-Day“, auf der ich meine Antrittsrede halten sollte, eine Einladung erhalten hätte.

Es fing nun eine Zeit angestrengten Arbeitens an. Ich hatte in den zwölf Jahren seit meiner dreimonatigen Reise in den Vereinigten Staaten wenig Gelegenheit gehabt, Englisch zu sprechen, und hatte noch nie einen Vortrag in dieser Sprache gehalten. Ich hatte mich daher noch gründlich vorzubereiten.

Bei meiner Amerika-Reise im Jahre 1893 war ich junger Referendar, mit seiner eng umgrenzten Aufgabe und mit dem Wunsch, mir meine Jugenderinnerungen zu beleben. Jetzt kam ich wieder als Professor um mir mit dem Einblick in das Bildungswesen einen Überblick im Ganzen zu verschaffen. Im Jahre 1893 hatte noch im Vordergrund gestanden, dass die Vereinigten Staaten sich vom grössten Einwanderungsland zum Ausfuhrland für landwirtschaftliche Erzeugnisse ausgewachsen hatten. An Ansätzen zu einer industriellen Entwicklung hatte es freilich auch nicht gefehlt. Das bewies das 1890 erlassene Anti-Trust Gesetz (Sherman-Act) von dessen Wirken ich damals allerdings noch nichts bemerkt hatte. Seitdem war die Entwicklung schnell vorangeschritten. Präsident McKinley hatte mit seinem Schutzzoll-Tarif vom Jahre 1900 die industrielle Entwicklung gleichsam unter staatlichem Schutz genommen; und die im Jahre darauf erfolgte Riesengründung der United States Steel Corporation durch

das Bankhaus Morgan hatte die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die neue Entwicklung in den Vereinigten Staaten gerichtet. Von jetzt an handelte es sich um immer neue Gründungen der „Captains of Industry“. „Unbegrenzte Möglichkeiten“ waren nur noch für eine kleine Gruppe von Menschen in den Vereinigten Staaten vorhanden. Die wirtschaftlichen Organisatoren, wie Morgan, Carnegie und Rockefeller standen im Vordergrund, aber nicht nur bewundert, auch heftig bekämpft.

Zugleich hatte die Entwicklung eines amerikanischen Industrie-Proletariats begonnen und der Staat suchte ihr durch Eindämmung der Einwanderung entgegenzuwirken. Vor allem aber war der Staat in Verbindung mit dem Kriege der Vereingten Staaten gegen Spanien aus seiner bisherigen Zurückhaltung hervorgetreten. Damit hatte die Periode der „Splendid Isolation“ ihren Abschluss gefunden. Nirgends gab es so viele Probleme, wie in diesem Lande, das zum Bewusstsein seiner Kraft herangewachsen war. Es hatte im Nachfolger des ermordeten Präsidenten Mc Kinley in Theodor Roosevelt einen kraftvollen Vertreter gefunden.

Fast genau 13 Jahre nach meiner ersten selbständigen Amerikafahrt trat ich die Reise nach New York an. Ich hatte mir einen langsamend Dampfer ausgesucht. Die „Barbarossa“ fuhr mit solcher Bedächtigkeit, dass die Überfahrt doppelt so viel Zeit brauchte, wie die neuen „crack-steamer“. Sie schlug die nördliche Sommeroute ein weil die Eisberge ungewöhnlich weit nach Süden getrieben worden waren, sodass die Tage und Nächte recht kühl waren. In New York dagegen kamen wir in den „heissesten Tagen“ des Sommers an. Bei der Landung nahm mich im Auftrage Butlers ein junger Mann in Empfang und brachte mich in den City Club in der 31. Strasse. Leider stellte sich dort heraus, dass alle Zimmer besetzt waren bis auf ein kleines, das nur etwas Oberlicht und kein Fenster hatte und daher nicht gelüftet werden konnte; auch war es unmöglich, in ihm zu arbeiten. Zu diesem schlechten Unterkommen kam auch sonst Allerlei hinzu, das mir nicht so zu sein schien, wie man es in meiner Stellung verlangen musste. Endlich bedrückte mich das Gefühl der Ungewissheit und Verantwortung. Alles zusammen nahm mich so mit, dass ich sogar das Bett hüten musste. Aber die Aufnahme bei den Kollegen, insbesondere den Professoren Clark, Seligman, Giddings und Munroe Smith, war äusserst freundlich. Man sah sogleich ein, dass meine Unterbringung unangemessen war, und verschaffte mir ein helles und luftiges Zimmer im 17. Stockwerk des New Willard Hotels in der 76. Strasse. Die freundschaftliche Herzlichkeit tat mir sehr wohl.

Im deutschen Generalkonsulat erfuhr ich dagegen eine Enttäuschung. Der Generalkonsul schien von Professoren-Austausch und einem „Kaiser-Wilhelm-Professor“ nichts zu wissen. In wehmütig freudiger Erregung hatte ich die Amtsräume, in denen ich als Kind so oft gewesen war, betreten; in zorniger Stimmung verliess ich sie. Ich hatte versucht Ratschläge für meine neue Tätigkeit zu bekommen; auf nichts wurde eingegangen, völlige Interessenlosigkeit gezeigt. Wie anders waren deutsche Professoren von meinem Vater in New York aufgenommen worden!

Die Enttäuschung war umso grösser, als ich auch eines Mannes, auf dessen freundlichen und klugen Rat ich hatte rechnen können, entbehren musste. Das treffliche Haupt der einstigen „Kommune“ in Cornwall, der väterliche Freund von meinem Bruder und mir, Albrecht Pagenstecher, existierte nicht mehr. Auch war kurz vor meiner Abreise von Deutschland Carl Schurz gestorben. So war ich auf dieser Reise, auf der ich erfahrenen Rates besonders bedürftig war, ganz auf mich angewiesen. Mein

Fachkollege, Professor Seligman, war es dann, der mit seiner kollegialen Freundlichkeit diese empfindliche Lücke ausfüllte.

Am Columbia-College fehlte es nicht an Erinnerungen. In der 49. Strasse hatten wir in seiner unmittelbaren Nähe gewohnt. Ich erinnerte mich, dass mein Vater mit besonderer Hochachtung von einem Deutschen sprach, der in diesem College Professor gewesen war und von dem er ein dickes Buch auf seinem Schreibtisch stehen hatte. Es war Franz Lieber, von dem der College-Präsident Thwing gesagt hat, dass er für die akademische Welt Noramerikas die gleiche Bedeutung gehabt habe wie Carl Schurz für die politische. Er war am Columbia-College der erste „Professor of political science and political economy“ und damit der Vorläufer der 1880 gegründeten School of Political Science, der ich jetzt als erster deutscher Professor angehören sollte. Die Baulichkeiten des College waren damals so unansehnlich, dass ich mich ihrer überhaupt nicht erinnern kann. Und jetzt – seit 1897 – die gewaltige Anlage auf den Morningside Heights zwischen der 116. Und 121. Strasse, nahe am Hudson! Wer die neuen grossen Bauten, die in dem vom damaligen Präsidenten Seth Low gestifteten Bibliotheksgebäude im griechischen Säulenstil mit flacher Kuppel ihre Krönung finden, einmal gesehen hat, wird sie so leicht nicht wieder vergessen. Dieser erstaunliche Wandel schien mir kennzeichnend zu sein für die Veränderungen, die das ganze Land nicht nur seit meiner Jugend, sondern auch seit meinem Besuch im Jahre 1893 durchgemacht hatte. Es schien mir beneidenswert, dem nachgehen zu können.

Der Tag des „Commencement“, der feierlichen Eröffnung des neuen Studienjahres, kam schnell heran. Ich hatte an akademische Feiern, wie ich sie in Bonn und Berlin erlebt hatte, gedacht; aber das Bild war doch ganz anders. Der Verwaltungsrat (Board of Trustees), die Professorenschaft, die Studenten der Universität und die Studentinnen des angeschlossenen Barnard-College füllten einen Riesenaal, wie er keiner deutschen Hochschule zur Verfügung steht. Als ich die Rednertribüne betrat, hatte ich mehr das Gefühl, in einer Volksversammlung als in einer akademischen Feier zu sprechen: und als ich merkte, dass mein Englisch verstanden wurde, schwand die Unsicherheit. Vielleicht hätte meine halbstündige Rede kürzer sein sollen, aber man hörte aufmerksam zu und es fehlte nicht an Beifall. Zum Schluss gab es noch Unterhaltungen mit Mitgliedern des Verwaltungsrates und, als ich beim Fortgehen Studenten und Studentinnen begegnete, riefen sie mir mit freundlich grüssender Gebärde „Halloh Hermann“ zu. Ich war darüber erstaunt, hörte dann aber, dass das eine Bezeugung der Sympathie sei. Eine gewichtige Bestätigung dafür erlebte ich bald danach in Washington. An meinem ersten Sonntagmorgen fiel mir unter den Kirchgängern auf der anderen Seite der Strasse ein besonders energisch dahinschreitender Herr auf und als ich noch sinnend in diesen Anblick versunken war, wurde ihm von einem jungen Mann über die Strasse zugerufen: „Halloh Ted!“ Es war der Präsident der Vereinigten Staaten „Ted“ Roosevelt.

Der Eröffnungsfeier folgte der Beginn der Vorlesungen und Seminarübungen. Zur Vorlesung waren nur „graduate students“ zugelassen, also Studenten, die das vierjährigen College durchgemacht und den Baccalaureus-Grad (B.A.) sich erworben hatten, sowie einige vorgeschrittenen „under-graduates“. Sie waren überwiegend mindestens 22 Jahre alt, ernste junge Männer, die ganz bestimmte Lebensziele verfolgten. Zum Schluss des Semesters mussten sie sich im Anschluss an die Vorlesung einer schriftlichen Prüfung unterziehen. Jeder hatte eine bestimmte Anzahl der von mir gestellten Fragen zu beantworten. Die Durchsicht der etwa fünfzig Arbeiten war eine schwierige Aufgabe. Ein amerikanischer Student schreibt in fünf Stunden oft mehr als ein deutscher Professor in gleicher Zeit zu entziffern

vermag! Die amerikanischen Professoren haben später diese fürchterliche Tätigkeit auf einen „Reader“ abgewälzt; das gab es aber noch nicht.

Grössere Befriedigung als die Vorlesung hat mir auch hier das Seminar bereitet. Es sollte in deutscher Sprache abgehalten werden; aber die erste Sitzung zeigte, dass die Mehrzahl zu wenig Deutsch konnte. Es ging auch ohne Schwierigkeit, das Seminar in englischer Sprache abzuhalten, während eine Umwandlung der Vorlesung in eine Frage- und Antwortspiel durch die Zahl der Teilnehmer ausgeschlossen war. Ich hatte im Seminar eine auserlesene Schar: anscheinend alle Doktoranden, dazu einen Professor und einen volkswirtschaftlich interessierten Freund deutscher Herkunft. Viele von den regulären Mitgliedern sollen Professoren geworden sein; zwei sind heute an der Columbia-Universität hervorragend tätig, John Maurice Clark und Robert E. Chaddock. Zum Schluss überreichte mir das Seminar im Namen der „Graduate Students of Political Economy at Columbia University“ eine Dankes-Urkunde mit Unterschriften, die mir in ihrer schlichten und herzlichen Art grosse Freude bereitet hat.

Es war sachlich unzweifelhaft richtig, meine Lehrtätigkeit fast ganz auf die Graduate Scholars zu beschränken; es lag auch im Interesse der Hochschule, die sich seit knapp einem Jahrzehnt so energisch vom College zur Universität heraufgearbeitet hatte; aber es tat mir doch leid, dass ich den normalen „College-boy“ nicht genauer kennen lernte. Das Seminar entsprach meinem Seminar in Deutschland; vielleicht waren die amerikanischen Mitglieder noch reifer als die deutschen.

Charakteristisch für die Vereinigten Staaten waren die College-Studenten. Professor Münsterberg hatte mir schon 1893 bei meinem Besuch in Boston die Augen dafür geöffnet, dass die Grenze zwischen allgemeiner Schulbildung und Fachausbildung in den Vereinigten Staaten anders als in Deutschland gezogen ist. Früher war das schwer zu erkennen. Heute sieht man im College eine amerikanische Eigentümlichkeit. Wer ein angesehenes College durchgemacht hat, zählt zu den Gebildeten. Jedem Beruf, mit Ausnahme des Geistlichen, konnte man sich auch ohne College-Bildung widmen; man konnte Arzt, Jurist, Lehrer, Beamter und Kaufmann sein, ohne zu den gebildeten zu zählen. Fachausbildung und allgemeine Bildung waren getrennt voneinander. Früher machte sich das als Mangel auf der Seite der Fachbildung geltend. Ist erfolgreiche College-Bildung auch Voraussetzung für ein Fachstudium geworden, so treten doch die Besonderheiten des amerikanischen Systems mit zunehmender Spezialisierung der gelehrten Berufe deutlich hervor. Es schafft einen gemeinsamen Boden der Verständigung, während dort, wo Gelerntenstudium und Allgemeinbildung gleich gesetzt werden, das Trennende immer schärfer hervortritt. In den Vereinigten Staaten umschlingt ein geistiges Band die oberen Schichten, während sich die verschiedenen höheren Berufe in der alten Welt immer mehr isolieren. Da auch Kaufleute in wachsender Zahl ein College besuchen, gibt es keine trennende Schranke zwischen Kaufmannschaft und gelehrten Berufen.

Hierzu kommt ein Weiteres. Während die Doktoren einer deutschen Universität keinen Zusammenhang unter einander haben, besteht für die Graduierten einer tonangebenden amerikanischen Universität in vielen Städten ein Klub, dem die Graduierten jener Colleges beitreten, in dem sie Mahlzeiten einnehmen und auf der Durchreise Unterkunft finden können. Ich habe in mehreren dieser Klubs, insbesondere natürlich in New York, aber auch in Washington und Chicago verkehrt und

den Eindruck gewonnen, dass diese auf Bildung und Kameradschaft beruhenden Klubs, zu denen auch die „Greek Letter Societies“ gezählt werden können eine grössere Rolle spielen, als die politischen Klubs, die nur zur Zeit einer wichtigen Wahl besondere Lebendigkeit entwickeln. Wohin das Streben geht, zeigte mir eine offiziöse Erklärung, welche die Columbia Universität zur Zeit meines Aufenthaltes verbreitete. Sie lautete: “The University cannot have too many local alumni associations, and the authorities should not rest content until every large city and all of the leading universities in the country have been provided with strong and permanent organisations.” Die lokalen Vereine warden durch einen “Alumni Council” zusammengefasst. Diese ähnlich von allen grösseren Hochschulen ausgehende Organisation der Bildung wächst immer mehr zu einer Macht heran, welche umgestaltend in das amerikanische Leben eingreift. Ihr Mittelpunkt bleibt das College und es ist kennzeichnend für die Entwicklung, dass die einzige nicht aus einem College hervorgegangene, nach deutschem Vorbild organisierte Universität – Johns Hopkins in Baltimore – sich nachträglich ein College angegliedert hat.

Meine Lehrtätigkeit war nur ein Teil meiner Arbeit als Austauschprofessor. Sie nahm allerdings meine Zeit stark in Anspruch; waren doch auch sachliche Studien nötig, wenn Einrichtungen des Heimatlandes amerikanischen Zuhörern verständlich gemacht werden sollten. Manchmal hatte ich das Gefühl, die grosse Mühe lohne sich nicht ganz. Sicher hätte man besser auf die Kosten kommen können, wenn man seine Ausarbeitungen an verschiedenen Orten hätte verwerten können; man hätte dann auch mehr Zeit und Kraft zum Studium des fremden Landes gehabt.

War die Lehrtätigkeit auch zeitraubend, so war sie doch nicht schwierig und aufregend. Das war aber manchmale bei der übrigen Betätigung der Fall, die sich nicht in bekannten Gleisen bewegte. Das erfuhr ich sogleich zu Anfang, als ich vom Präsidenten Butler eingeladen wurde, um mit „einigen Herren der Universität“ bekannt zu werden. Dieses Abendessen liess mich die Neuheit und Isoliertheit meiner Stellung mit etwas beklemmender Deutlichkeit erkennen. Es handelte sich nicht um den Lehrkörper, sondern um die Verwaltung der Universität. Sie war auch eine Besonderheit der amerikanischen Hochschule. Im Westen, insbesondere Nordwesten des Landes gab es Staatsuniversitäten; sie waren aus den grossen Landbewilligungen der Unionsregierung hervorgewachsen; in länger besiedeltem Osten waren die Universitäten dagegen private Stiftungen. Ihre Leitung, insbesondere auch die Ernennung des Präsidenten, lag in den Händen – man kann sagen – eines Stifterausschusses, des „Board of Trustees“. Der Stiftungscharakter erstreckte sich auch auf die Studenten; sie waren nicht auf Studentenbuden und Gasthäuser angewiesen; umfassender als in Deutschland waren sie mit der Universität verwachsen, zumal da auch ein Wechsel selten war. Erst im Gefolge der Lehrtätigkeit trat das Gemeinsame, das allen Universitäten eigen ist, in den Vordergrund.

Wenn diese Einführung in meine Tätigkeit etwas Beklemmendes hatte, so hatte das noch eine besondere Bewandnis. Der mündlichen Einladung Butlers war nämlich hinzugefügt worden: „Quite informal“; ich glaube, dass auch gesagt worden war: “without speeches“; jedenfalls hatte ich es so verstanden. In Wirklichkeit aber ging es im Anschluss an das Abendessen sogleich zu „after-dinner-speeches“ über. Ich zog mich dadurch aus der Affäre, dass ich in meiner Rede zwar englisch anfang, dann aber, da ich annehmen zu können glaubte, dass Alle meine Heimatsprache verständen, in Deutsch fortfuhr.

Und doch war mir diese Einleitung meiner Professorentätigkeit in den Vereinigten Staaten interessant: ja, sie war sogar die wirksamste Art, mich mit einer Hauptbesonderheit der amerikanischen Universität bekannt zu machen. Das ist die enge Verbindung von Wissenschaft und Wirtschaft. Sie besteht auch in den Vereinigten Staaten nur in den Stiftungsuniversitäten, die aber die führenden des Landes damals waren und grösstenteils auch heute noch sind. Gewiss sind mit solchen Organisationen auch Gefahren verbunden. Wo wissenschaftliche Gesichtspunkte entscheidend sein müssten, können privatwirtschaftliche Interessen sich geltend machen. Das ist auch verschiedentlich geschehen oder wenigstens versucht worden. Die Persönlichkeit des Präsidenten der Universität ist daher von grösster Bedeutung. Diese Gefahr ist aber oft überschätzt und zugleich übersehen worden, dass ihr der Vorteil gegenübersteht, dass hier eine Brücke zwischen Wissenschaft und Wirtschaft geschlagen wird. Sie stehen sich nicht so fremd gegenüber, wie es in Deutschland oft der Fall ist. Das ist in den Vereinigten Staaten anfangs einseitig der Wissenschaft zu Gute gekommen; im Zeitalter der „Verwissenschaftlichung“ der Wirtschaft hat es aber viel dazu beigetragen, dass die Vereinigten Staaten den Übergang von der anfänglichen Rohstoffverschwendung zur Verwissenschaftlichung der Rohstoffverwendung so schnell und umfassend vollzogen haben, dass sie heute in der Verwissenschaftlichung der Wirtschaft immer mehr die Führung übernahm. Was sich vor den beiden Weltkriegen bereits anbahnte, ist durch sie zu erstaunlicher Entwicklung gebracht worden.

Es gab auch noch andere Überraschungen. So wurde ich z.B. als ich von einem Weihnachtsausflug nach Kuba, von dem noch zu erzählen sein wird, zurückgekehrt war, von einem netten Ehepaar, das in sozialen Bestrebungen uneigennützig tätig war, zu einem Lunch eingeladen. Kaum war das Essen zu Ende, da sagte der Wirt zu mir: nun bitte ich, uns einen Bericht zu erstatten, wie es in Kuba aussieht. Ich war verduzt, da das Thema auch icht ganz unverfänglich war. Schliesslich aber war ich für den Überfall sogar dankbar. Denn er zwang mich, meine Eindrücke zusammenzufassen und mein Bericht gab Anlass zu interessanten Erörterungen.

Misslicher war die Lage in einer Gesellschaft bei Andrew Carnegie. Als ich die Einladung von ihm erhielt, die ich auf seine nahe Freundschaft mit Karl Schurz zurückführte, gab ich mich der Hoffnung hin, die Gesellschaft möchte so klein sein, dass man auch einen Eindruck von einem der Männer gewinnen könne, die auf Grund ihres Reichtums auf amerikanischem Boden eine ähnlicher Rolle spielten, wie einst die Landesfürsten auf deutschen, und ihr Land mit Büchereien und wissenschaftlichen Anstalten, Museen und Theatern ausstatteten. Unter ihnen nahm Carnegie eine besondere Stelle ein. Ich kam jedoch in eine grosse Herren-Gesellschaft, in der so viele Männer mit international bekannten Namen waren, wie ich bisher in einem privaten Kreise noch nicht erlebt hatte. Nur einen Gast kannte ich. Es war Richard Watson Gilder, der feinsinnige Dichter, der Herausgeber der damals angesehensten literarischen Monatsschrift –Century – war. Zwischen dem Gastgeber und ihm sass ich. Das machte mich etwas stutzig. Ich hatte nämlich mit Herrn Gilder vor einigen Wochen eine Unterredung darüber gehabt, dass Nordamerikaner und Deutsche bedauerlicherweise so wenig über einander Bescheid wüssten und wie dem abgeholfen werden könne; dabei war das Gespräch auch auf die Bedeutung und Möglichkeit eines Deutsch-amerikanischen Instituts gekommen. Sollte das in formloser Unterhaltung Gesagte vielleicht vor dieser anspruchsvollen Zuhörerschaft wiederholt werden? Dann hätte Herr Gilder mir doch einen Wink gegeben! Ohne voraufgegangene Unterredung mit Herrn Carnegie schien es mir nicht taktvoll zu sein;

auch traute ich mir nicht zu, das ohne Vorbereitung wirksam genug machen zu können. Im Gespräch teilte Carnegie mir mit, dass er alle Stiftungsangelegenheiten einem Stiftungsrat übertragen habe. Sollte diese stattliche Versammlung von Männern mit klingenden Namen vielleicht den Stiftungsrat darstellen? Darüber sann ich noch nach, als Carnegie mit einem hölzernen Hammer auf den Tisch schlug, sich erhob und mehrere Lieder seines Heimatlandes Schottland vortrug. Danach erteilte er jedem Anwesenden, anscheinend dem Alter nach, beginnend mit dem ehrwürdigen John Poulney Bigelow das Wort zu einem „after-dinner-speech“. Den Vogel schoss Woodrow Wilson ab, der damals noch Präsident von Princeton University war; es ist später von ihm gesagt worden, dass er als „best after-dinner-speaker of the United States“ auch „President of the United States“ geworden sei; Mark Twain zeigte sich dagegen als Redner dem Schriftsteller nicht gewachsen. Als schliesslich die Reihenfolge bei mir anlangte, beschränkte ich mich auf eine Dankesrede. Ich verliess aber die ungewöhnliche Gesellschaft mit dem Gefühl, mich einer Situation nicht gewachsen gezeigt und vielleicht eine wichtige Gelegenheit verpasst zu haben. Ob aber ein deutsch-amerikanisches Institut ändernd auf die Entwicklung hätte einwirken können? Niemals habe ich einen erfahrenen und ortskundigen Berater so vermisst wie in Verbindung mit dieser Gesellschaft.

Zu den rednerischen Kopfsprüngen der „after-dinner-speeches“ kamen auch regelrechte Vorträge, manchmal mit Diskussion; so im deutschen geselligen Verein, der einen ausgesprochen kleinbürgerlichen Eindruck auf mich machte so in der vornehmen Greek-Letter Society Phi-Beta-Kappa, wo sich meinen englischen Darlegungen über die deutsche Sozialgesetzgebung eine hochstehende Debatte anschloss; so in einem gemieteten Theater vor den Mitgliedern einer sozialen Vereinigung, die über die deutschen Probleme der Hausindustrie und ihre Lösung etwas hören wollte.

Am bedeutsamsten aber war, dass ich aufgefordert wurde, bei einer Trauerfeier für Carl Schurz in der Carnegie-Hall als englischer Redner mitzuwirken. Die übrigen Sprecher waren der ehemalige Präsident Cleveland, der Präsident der Harvard-University Elliot, der Marine-Minister Bonaparte, der Negerführer Booker Washington. Durch diese Aufforderung wurde mir ein Herzensbedürfnis befriedigt, da mein Bruder und ich viel mit der Familie Schurz zusammen gewesen waren und der Verstorbene beim Fortgang meines Vaters von New York eine besonders schöne Abschiedsrede gehalten hatte. Die würdige Feier, an der ganz New York teilnahm, hatte für mich ein merkwürdiges Intermezzo. Vor den Reden wurden einige von Schurz geliebte deutsche Volkslieder vorgetragen. Darauf sagte mir Booker Washington, die Lieder, die ihn tief ergriffen hätten, zeigte ihm wieder, wie im Empfinden zwischen meinem und seinem Volk viel Ähnlichkeit bestünde. Ich war etwas verblüfft, musste aber anerkennen, dass in diesem Vergleich insofern Wahres liegt, als die Neger es in den Vereinigten Staaten vor Allem sind, die Volkslieder hervorgebracht haben und singen.

Es gab aber auch Gesellschaften, wo keine Reden gehalten wurden, und die gefielen mir besser, da sie mehr Gelegenheit boten, mit Menschen in Berührung zu kommen. Allerdings gilt das nicht von den sogenannten Receptions, an denen Dutzende und Hunderte teilnehmen, um mit dem Gastgeber einen Händedruck zu wechseln. Sie sind vielleicht in Grosstädten unentbehrlich, um Beziehungen, die nicht gepflegt werden können, äusserlich aufrecht zu erhalten. Aber sie haben Bekanntschaften zur Voraussetzung. Ein Fremder fühlt sich hilflos wie ein Schwimmer in starker Brandung. Ein ansässiger „good mixer“ versteht es dagegen, sich von einer Besucher-Welle nach der anderen sichtbar empor-

heben zu lassen. Für mich Ausländer war das Ergebnis, dass mich zahllose Menschen kannten, ich aber nicht wusste, wie sie hiessen und was sie waren. Doch habe ich auch Receptions mitgemacht, an die ich mit grosser Freude zurückdenke. Eine solche war die in den weiten Räumen des Zuckerindustriellen Havemeyer, wo wunderbare Gemälde alle Wände zierten. Alte Holländer, insbesondere Rembrandt, waren ebenso reich vertreten wie die besten französischen Maler der Neuzeit. Von den Kostbarkeiten war ich ganz geblendet. Solche hochstehenden Privatsammlungen, von denen es bekanntlich in den Vereinigten Staaten eine stattliche Reihe gibt, haben New York zum grössten Kunstmarkt der Welt gemacht, auf dem neben minderwertiger Massenware immer mehr von Wertvollsten, das in Europa verkäuflich wird, für die neue Welt zusammenkommt, die eine grosse eigene künstlerische Vergangenheit nicht hat.

Neben den Receptions gibt es aber auch kleine Gesellschaften von grossem Reiz. Ich lernte diese Geselligkeit, von der Ausländer meist nichts wissen, als Nachwirkung des Schmollerschen Seminars alsbald kennen. Als ich ihm angehörte, waren nämlich zwei Amerikanerinnen Mitglieder gewesen, die eine ausgezeichnet durch Klugheit, die andere durch Anmut. Die erste war inzwischen Professor an einem der grossen Frauen-Colleges, dem am Hudson gelegenen Vassar-College, geworden und hatte ein gutes Buch über die slavische Einwanderung in Amerika geschrieben. Sie zu besuchen fand ich leider nicht die Zeit. Der zweiten war ein Seminar-Mitglied, als sie heimkehrte, nachgereist und war jetzt ihr Ehemann. Beide nahmen mich aufs freundlichste auf, er Dozent an der Columbia-Universität und sie in der Settlement-Bewegung tätig. Durch sie lernte ich auch ein Ehepaar Eddy kennen, das in bescheidenen Verhältnissen lebend, seine Arbeit der Wohltätigkeit und Reformbestrebungen widmete. Es hatte gerade ein Mordprozess allerhand Einblicke in New Yorker Verhältnisse eröffnet und eine Erregung hervorgerufen, von der man sich in Europa höchstens in Frankreich eine Vorstellung machen kann. Allein mit dem Oberstaatsanwalt Jerome, der in den langwierigen Verhandlungen dieses Prozesses sehr hervorgetreten war, wurde ich eingeladen; es wäre auch kaum möglich gewesen, in dem kleinen Raum mehr Menschen unterzubringen. Selten habe ich an einem Abend so viel Interessantes erfahren. Herr Jerome war nicht nur ein schlagfertiger Redner, wie der Prozess gezeigt hatte, sondern auch ein geistvoller Plauderer, dessen Temperament wie sein Name auf französische Herkunft schliessen liess. Mir waren Prozess wie Sensation unverändert geblieben. Jetzt wurde beides mir klar. Ein Grund lag in der Art des Prozesses. Es war ein Schwurgerichtsverfahren, worin dem öffentlichen Ankläger darum eine besonders gewichtige Rolle zufällt, weil ein Freispruch endgiltig ist, selbst bei einem späteren Geständnis. Darum ist es in New York stets ein ungewöhnlicher Mann, der mit diesem Amt betraut wird; er hat schon mehrfach die Aufmerksamkeit so auf sich gezogen, dass er als Kandidat für die Präsidentschaft in Betracht kam. Die Unterredungen dieses Abends liessen den Juristen in mir einmal wieder erwachen.

Noch eigenartiger und für mich wertvoller war eine andere Einladung. Unter den Zeitschriften – den „Magazines“ – die in den Vereinigten Staaten eine Rolle spielen wie in keinem anderen Land war mir durch reichen Inhalt, besonnenes Urteil und vornehmen Ton die Wochenschrift „Outlook“ besonders aufgefallen. Ich hielt auch mit meiner Meinung nicht zurück und bekam darauf eine Einladung, an einer Redaktions-Sitzung teilzunehmen. Leiter war ein würdiger ehemaliger Geistlicher, Lyman Abott, dem zwei erwachsene Söhne zur Seite standen; neben ihnen war am wichtigsten ein Herr

Elbert F. Baldwin, der die Fragen des Auslands zu bearbeiten hatte. In der Sitzung wurden die neuesten Ereignisse, die einzunehmende Stellung und die Verteilung der Arbeiten besprochen. Ich konnte es mir kaum vorstellen, dass sich in dieser freundschaftlichen Kreise, in dem Parteipolitik überhaupt keine Rolle zu spielen schien, ernste Meinungs-Kämpfe abspielen könnten. Dieser mit einem einfachen Lunch endende Besuch steigerte noch mein Interesse für den „Outlook“. Jahrelang bin ich Abonnent geblieben und viel habe ich ihm zu verdanken. Seine Bedeutung fand dadurch eine ungewöhnliche Anerkennung, dass Theodor Roosevelt nach Beendigung seiner Präsidentschaft in die Schriftleitung eintrat, allerdings ohne eine bemerkenswerte Tätigkeit zu entfalten.

Die grosse Rolle, welche die Frauen in den Vereinigten Staaten spielen, geht zum erheblichen Teil darauf zurück, dass sie die eifrigsten Leser der Zeitschriften wie der Bücher sind. Sie trachten nicht wie in Deutschland und England nach politischen Rechten. Sie überlassen vielmehr die Politik ebenso wie das Geschäft dem Mann. Sie beherrschen aber die Gesellschaft.

Es ist sicher eine der wichtigsten Fragen in den Vereinigten Staaten, ob diese Arbeitseinteilung zwischen Mann und Frau sich erhalten wird. Sie scheint auf den ersten Blick einen Vorzug darzustellen. Studiert man aber die Bevölkerungsentwicklung, so wird man skeptisch. Wenn die Ehe von der Frau in erster Linie als Mittel zur Entwicklung des Individuums angesehen wird, muss auf die Dauer das Volk darunter leiden. Das hat auch schon vor dem zweiten Weltkrieg zu ernstest Erörterungen Anlass gegeben.

Oft habe ich aber die einzelne Frau bewundert. Schon auf meiner Reise im Jahr 1893 hatte ich in Chicago Jane Adams und ihr Werk kennen gelernt. Es war ein im Ganzen glänzend gelungener Versuch, die Freizeit-Nutzung des besseren Arbeiters zu veredeln. Unendlich viel Gutes war damit geschaffen worden. Aber das 1889 gegründete Hull-House war nur eine schöne Oase in der Wüste. Liess sich Ähnliches für die Arbeiterschaft im ganzen mit privaten Mitteln der Wohltätigkeit schaffen?

Die Settlement-Bewegung nach dem englischen Vorbild von Toynbee-Hall hatte sich seit 1893 in den Vereinigten Staaten, stark ausgebreitet, ganz besonders in New York. Hier hatte sie ihr Interesse der Einwanderung vorzugsweise zugewendet. Diente das Hull-House dem Ausgleich der verschiedenen Bevölkerungsklassen, so war hier das Ziel: Unterstützung der oft hilflosen Einwanderer und ihre Amerikanisierung. Den Mittelpunkt bildete das Henry Clay Street Settlement, dessen Leiterin Lillian Wald war, die bei jedem Besucher ebenso durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit wie durch ihre Organisationstalent und ihrem Idealismus Bewunderung hervorzurufen wusste.

Das Leben in den Vereinigten Staaten erfuhr damals – wie ich erst allmählich erkannte – gewaltige Wandlungen, die zum grössten Teil auf die Einwanderung zurück gingen. Sie hatte ihren Charakter verändert. Es waren nicht mehr Protestanten aus nordischen Ländern, die voranstanden, der slavische Osten und der romanische Süden Europas waren in den Vordergrund gerückt. Damit hatte sich der Rassenabstand vergrössert. Auch kamen aus Osteuropa in wachsender Menge Juden, die nicht die Bildung der weteuropäischen Juden hatten, an ihren Sitten festhielten und im Ankunftshafen beisammen blieben, sodass New York zur Stadt mit der grössten Judenbevölkerung in der Welt wurde. 1893 hatte man die Amerikanisierung noch für einen Vorgang gehalten, der sich von selbst vollzog und

mit James Bryor „a thorough going mixture of heterogenous elements“ als das Beste für die Vereinigten Staaten angesehen. Von dieser optimistischen Ansicht war kaum etwas übrig geblieben. Der Ausblick in die Zukunft hatte sich verdüstert, zumal da sich zur Einwanderung an der atlantischen Küste eine an der pazifischen, zur schwarzen Gefahr eine gelbe hinzugesellte. Zum erstenmal erscholl der Ruf, der Staat müsse eingreifen; er müsse alle, die der Assimilation nicht zugänglich seien, als „undesirables“ von den Vereinigten Staaten fernhalten. Der Kern der neuen Nation sollte angelsächsisch bleiben; aber ein deutlich erkennbarer Differenzierungsprozess war im Gang, selbst in der englischen Sprache.

In der äusseren wie in der inneren Politik waren Wandlungen eingetreten, die 1893 noch für unmöglich gehalten wurden. In der äusseren Politik war diese Wandlung, von der Karl Schurz in seiner grossen Chicagoer Rede über „American Imperialism“ weitblickend und nachdrücklich gewarnt hatte, durch die leichten Siege im Krieg mit Spanien herbeigeführt worden. Doch sie waren die Vereinigten Staaten – unter Preisgabe ihres „inestimable privilege of comparative unarmed security on a compact continent“, wie Schurz sagte – Weltmacht geworden. Sie hatten zugleich auf der atlantischen Seite im amerikanischen Mittelmeer und auf der pazifischen Seite, in Hawaii und auf den Philippinen festen Fuss gefasst. Der Plan, die Ostküste und Westküste durch den Panamakanal miteinander in nähere Verbindung zu bringen, konnte in der Ausführung als gesichert betrachtet werden. Theodor Roosevelt bedeutender Minister Elihu Root hatte gerade die erste panamerikanische Reise gemacht. An dem grossen Bankett, das die New Yorker „Chamber of Commerce“ ihm bei seiner Rückkehr gab, durfte ich teilnehmen.

Doch diese Wandlung in der äusseren Politik hatte die Bedeutung der Regierung in Washington eine ausserordentliche Stärkung erfahren. Sie war ganz anders als zuvor zum Träger des amerikanischen Nationalbewusstseins geworden. Das schloss in sich, dass die Stellung des Staates gegenüber dem Einzelnen verändert wurde. Die grosse Verschiebung in der Einwanderung führte zu ihrer gesetzlichen Regelung. Die ostasiatischen, insbesondere chinesische wurde verboten und die aus Europa in wachsendem Masse eingeschränkt. Nicht minder bedeutsam war das Vorgehen in der Wirtschaft. 1893 fehlte noch eine Stelle, welche die Durchführung des Anti-Trust Gesetzes vorbereitete. Das war anders geworden. Es war die „Industrial Commission“ eingesetzt und beauftragt worden, zu untersuchen, wo und wieweit Trusts und ähnliche Organisationen in der Industrie bestünden und wirksam seien.

Kein Land hat ein ähnliches Material aufzuweisen. In neunzehn dicken Bänden war es der Öffentlichkeit unterbreitet worden. Ich war glücklich, mir ein Exemplar verschaffen zu können, ebenso ein solches der nicht minder umfangreichen Veröffentlichungen des letzten Zensus. Beide haben mir gute Dienste geleistet; vielleicht hatte das bei der schwer übersehbaren Fülle des Materials zur Voraussetzung, dass man das Land kannte.

Dem Präsidenten Theodor Roosevelt interessierte aber noch mehr als das „trust-busting“ eine andere Aufgabe. Von den drei Wirtschaftsfaktoren war bisher an Boden Überfülle, an Kapital und vor allem an Arbeit Mangel vorhanden. Alles, was Arbeit ersparen konnte, erschien daher bei der Erschliessung des grossen und reichen und leeren Landes erlaubt. Wälder, die im Wege standen, wurden nieder gebrannt, Kohlenflöze, die nicht sehr ergiebig waren, liess man stehen und verfallen, Erze, die nicht reichlich Metall enthielten, wurden auf die Halden geschüttet. Mit fortschreitender Besiedlung des

Landes änderte sich dieses Verhältnis. Der Ausbau der Grossindustrie zeigte, dass die Bodenschätze der Vereinigten Staaten keineswegs unerschöpflich seien. In wildem Raubbau durfte man sich nicht mehr auf Kosten der Zukunft bereichern. Aber auch hier musste man sich zunächst begnügen, die Misstände aufzudecken. Drohend schwang Roosevelt seinen „big stick“. Wie mit der Anti-Trust-Bewegung die freie Konkurrenz vor willkürlicher Verkümmern durch individuelle Habgier bewahrt werden sollte, so sollte ein „conservation movement“ das langlebige Volk vor der Gewinnsucht kurzlebiger Individuen schützen. Es war also eine geistige Umstellung nötig, wie sie umfassender kaum gedacht werden kann. Das kam vielleicht am deutlichsten in den Worten zum Ausdruck, mit denen Theodor Roosevelt ein Jahr nach meiner Heimreise (1908) die Konferenz der Gouverneure der Einzelstaaten im Weissen Haus begrüßte. Sie lauteten: „In the past we have admitted the right of the individual to injure the future of the Republic for his own present profit. In fact, there has been a good deal of demand for unrestricted individualism, for the right to individual to injure the future of us all for his own temporary and immediate profit. The time has come for a change.“ Es ist selbstverständlich, dass diese Absage an das Prinzip des Laissez-faire, nicht alsbald vollen Erfolg hatte. Es war eine Fanfare der Drohung. Nur langsam konnte das Neue in die Tat umgesetzt werden.

Das politische Leben in den Vereinigten Staaten ist nicht leicht zu verstehen. Insbesondere berücksichtigte man nicht genug, dass es sich um einen Bundesstaat handelt, der sich aus 48 unter ganz verschiedenen Entwicklungsbedingungen stehende Einzelstaaten zusammensetzt. Nicht nur der Bund (Union), auch jeder Einzelstaat macht Politik. Diese war lange die wichtigere, trat in Kriegszeiten natürlich zurück und hatte aber doch für den kleinen Mann noch immer die Hauptrolle. Geraume Zeit stand die Unionspolitik nur alle vier Jahre bei der Präsidentenwahl zur Erörterung. Infolge der dargelegten Wandlungen hatte sich aber das Verhältnis von Gesamtstaat und Einzelstaat zu verschieben begonnen.

Nur unter dem Gesichtspunkt des Bundesstaates kann auch das amerikanische Parteiwesen richtig verstanden werden. Lange lag das Schwergewicht der demokratischen Partei in den Einzelstaaten. Sie hatte das Übergewicht im ganzen Süden, dem „solid south“. Ähnliches galt auch von weiten Gebieten des Westens; denn dort bildete sich ein wirtschaftlicher Gegensatz zum Osten insofern heraus, als die landwirtschaftliche Bevölkerung immer mehr in Abhängigkeit von Finanzmächten des Ostens geriet. Endlich waren für die Demokraten die Städte des Ostens, in denen die steigenden Wogen der Einwanderung zuerst brandeten, von grosser Bedeutung. Hier konnten sie eine Mehrheit nur erlangen, wenn sie auf die Eigenheiten und Wünsche der Einwanderer eingingen und sie zur Wahlurne brachten. So hatte die demokratische Partei die Gouverneurstelle in etwa der Hälfte der Einzelstaaten ziemlich fest in ihrer Hand – im ganzen Süden kampfflos, ebenso in weiten Gebieten des Westens, solange es eine besondere Agrarpartei nicht gab, auf Grund heisser Wahlschlachten in New York, New Jersey, Ohio und Illinois, den „Pivotal states“, deren Stellungnahme oft für die Präsidentenwahl entscheidend war.

Die Republikaner waren dagegen die Partei des im Bürgerkrieg siegreichen Nordens. Ihr Schwergewicht lag im Gesamtstaat. Sie beherrschten die Regierung in ihm fast ein halbes Jahrhundert. Sie galten daher lange als die eigentliche nationale Partei und standen mit den Wirtschaftsmächten des Nordens in enger Verbindung. Die Änderung in der Einwanderung, die neue Lage infolge des spanischen Krieges, die stärkere Betätigung der Bundesregierung, das Emporblühen des Westens, die Wanderungen

aus den Neu-England Staaten nach Westen und der Neger nach Norden haben die alten Grundlagen der Politik verschoben. Es wurde möglich, dass sich das politische Leben in den Vereinigten Staaten hinfert stärker als bisher dem alten englischen Zweiparteien-System annäherte.

Eine Ähnlichkeit mit England schien auch durch die vielen Klubs gegeben zu sein. Politisch aber war ihr Einfluss nicht gross, da die politische Organisation fast ganz den Berufspolitikern überlassen blieb, unter denen katholische Irländer eine besondere Rolle spielten. Sie waren die erste Gruppe von Einwanderern, die zu den protestantischen Angelsachsen in Opposition stand, und sie hatten den Vorzug der gleichen Sprache. Durch sie wurde 1786 die „Tammany Society of New York City“ gegründet, die auch Zweigvereine im Lande ins Leben rief. Sie stützte sich, wie schon gesagt wurde, auf die nicht-englische und nicht-protestantische Einwanderung und gewann schnell zunehmenden Einfluss. Drei ihrer Leiter wurden Präsidentschaftskandidaten, jüngst sogar ein Katholik irischer Herkunft, der Gouverneur des States New York geworden war, Alfred Smith, während alle Präsidenten, bis auf Roosevelt, der holländischer Abstammung war, bisher angelsächsischer Herkunft und ausnahmslos alle Protestanten waren.

Die selbständige Stellung der politischen „Maschine“ bedeutet, dass der amerikanische Präsident nicht, wie der englische Premierminister, Parteileiter ist. Sie hat auch zur Folge, dass die Politik trotz der Zeitungen und trotz dem Strassen-Rummel bei einzelnen Wahlen, im Leben des durchschnittlichen Amerikaners nur eine geringe Rolle spielt. Die äusserliche Politik interessiert bis zum Krieg mit Spanien die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung überhaupt nicht, die innere Politik nur zu wenigen bestimmten Terminen.

Ich erlebte in New York gerade solchen Termin, sogar einen, der in ganz ungewöhnlichem Masse aufschlussreich war, nämlich den Wahlkampf zwischen Hughes und Hearst um den Governorposten im Staate New York, demjenigen unter den „pivotal states“, der damals voranstand. Beide Männer waren dadurch populär geworden, dass sie gegen arge Misstände im Wirtschaftsleben erfolgreich vorgegangen waren, allerdings auf verschiedene Art. Hughes war Rechtsanwalt in New York und zugleich Professor an der zur Columbia Universität gehörenden Law School, und wurde vom Oberstaatsanwalt zur Mitarbeit herangezogen, als dieser gegen den übel beleumdeten Gas-Trust in New York vorging; sein Schlussbericht mit Besserungsvorschlägen wurde sehr gelobt.

Ganz anders Hearst. War Hughes Sohn eines unbemittelten Pfarrers, so war er [Hearst] der einzige Sohn eines vielfachen Millionärs in Kalifornien. Ihn scheint alsbald nach dem Tode seines Vaters politischer Ehrgeiz ergriffen zu haben, während er sich bei Hughes erst allmählich aus seiner Tätigkeit entwickelt haben dürfte. Sein Vater besass schon eine demokratische Zeitung und schuf aus ihr unter dem Titel „American“ eine wichtige Konkurrenz gegen das bisher am weitesten verbretete Morgenblatt „World“, 1900 machte er es ähnlich mit dem „Chicago American“ und auch in Boston und Los Angeles fasste er festen Fuss. Es hiess, dass er täglich zwei Millionen Zeitungen absetze, eine Zahl, die bisher noch niemals erreicht war. Aber das war nicht das Besondere. Wichtiger war, dass er auch durch Qualität zu wirken suchte. Er stellte mit hohen Gehältern die hervorragendsten Zeitungsschreiber und Karrikatur-Zeichner des Landes an; drei von ihnen sollten zusammen im Jahre so viel bezahlt bekommen wie der Präsident der Vereingten Staaten samt seinen neun Ministern. Diesen gewaltigen Apparat

benutzte Hearst als Kampfmaschine gegen die „oppressors of the common people“. Er veranlasste gegen sie zahlreiche Prozesse und wurde gefeiert als „greatest creator of intelligent dissatisfaction, the basis of improvement“.

Hughes lernte ich alsbald kennen. Ich war in der Carnegie-Hall anwesend, als er sich dort vor einem ausgesuchten grossen Publikum als Kandidat vorstellte und zum Schluss seiner Rede jeder der Tausenden von Zuhörern mit einem Schlage eine kleine amerikanische Flagge in der Hand schwenkte und seinen Beifall auch sonst aufs kräftigste zu erkennen gab. Noch interessanter war mir, als ich am nächsten Tage mit einem Fachkollegen, Edwin B.A.Seligman, und seinem ehemaligen Kollegen Hughes zusammen lunchte. Ich habe selten einen Politiker gesehen, der als Redner und im Privatgespräch so frei von jeder Pose war.

Seinen damaligen Gegner Hearst habe ich nie gesehen. Er hatte bis zum Jahre 1906 überhaupt keine öffentliche Reden gehalten. In diesem Wahlkampf trat „the Man of Mystery“ aus dem Dunkel hervor; es war unmöglich, zu seinen Wahlreden Zutritt zu erlangen.

Der Kampf der beiden verschiedenen Männer ging nicht nur um die bisher parteilosen Einwanderer, sondern auch um die Demokraten, von denen sich die Mehrheit für den bisher der kleinen „Independence League“ angehörenden Hearst entschieden hatte. Der Kalifornier wurde jedoch vom New Yorker geschlagen. Damit ging den Demokraten ihre wichtigste Stelle verloren.

Neben den Republikanern und Demokraten gab es keine weitere Partei, die ihnen hätte zur Seite gestellt werden können. Insbesondere gab es keine grosse sozialistische Partei. Und das war natürlich. Solange die grosse Aufgabe der Besiedlung des weiten Landes noch nicht gelöst war, konnte starke Massenunzufriedenheit nicht aufkommen. „Go west!“ hiess für jeden Unzufriedenen die Losung. Man konnte zu Wohlhabenheit und Selbständigkeit sich emporarbeiten. Jede Besserung auf politischem Wege war umständlicher als Selbsthilfe. Das war der psychologische Grund, weswegen der Sozialismus keine gefährliche Anziehungskraft ausübte. Mit der Besiedlung des Landes fällt er fort.

Zu diesem Grund kam ein zweiter. Solange in jedem Jahr Hunderttausende von Einwanderern, die zu jeder Arbeit bereit sind, an der atlantischen Küste landeten, war eine wirksame Organisation der amerikanischen Arbeiter ausgeschlossen; Streikbrecher standen den Unternehmern fast beliebig zur Verfügung. Erst mit Einschränkung der Einwanderung war also die Macht der Arbeiterschaft wirksam zu machen. Solange waren die Voraussetzungen für eine wirksame Organisation noch nicht gegeben. Man kann sogar nicht leugnen, dass die Unternehmer an der Arbeitslosigkeit ein Interesse hatten. Sie liess die Gefahren der Einwanderungsverbote leichter überwinden. Das muss sich ändern, wenn eine Zunahme der Bevölkerung aufhört und die Amerikanisierung der Arbeiterschaft fortschreitet. Eine Umgruppierung in der Politik wird dann wahrscheinlich.

Wie die Änderung in der Einwanderung die Politik in ihren Zielen und Erfolgen beeinflusste, so auch die Religion, die in den Vereinigten Staaten zeitweise eine grössere Rolle als die Politik gespielt hat. Die Puritaner hatten ja wegen Glaubensfragen ihre europäische Heimat verlassen; viele waren aus ähnlichen Gründen ihnen gefolgt. Harvard wie Yale waren Geistliche Colleges und lange waren Geistliche die Präsidenten der Colleges. Das unbekannte Land und die Ungewissheit des Schicksals erhielten bei

den Einwanderern die religiöse Gesinnung. Davon hatte ich in der Kindheit nicht viel bemerkt. Damals gewann ich vielmehr wirre Vorstellungen. Die Stelle des Sonntags weckte bei mir mehr eine bedrückende, als eine erhebende Stimmung. Der Vielheit der Sekten stand ich mit kindlichem Unverstand gegenüber. Am meisten Kopfzerbrechen machte mir aber Moody und Sankey. Das waren die Hauptapostel der amerikanischen Erweckungsbewegung. Sie mieteten sich sonntags die grossen Hallen von Barnums Zirkus, und viel hörten wir davon reden, dass sie dort vor Tausenden predigten und Hymnen sangen. Das Rätselhafte überwog in der Kindheit. Auf meiner Reise in Amerika 1893 hatte ich auch unmittelbare Eindrücke gewonnen. In Chicago hatte eine protestantische Gemeinde – nach dem Vorbild der Wanderprediger Moody und Sankey – sich dauernd für den Sonntag Vormittag ein Theater gemietet, in dem an diesem Tage ja keine Aufführung stattfand, sie hatten sich von einem guten Theatermaler wirksame Kulissen malen lassen, die den Innenraum einer grossen gothischen Kirche darstellten. Während des Gottesdienstes wurde der Zuschauerraum völlig verdunkelt, sodass man nicht einmal seinen Nachbarn erkennen konnte. Nur der Kirchenraum auf der Bühne lag in geheimnisvollen Schimmer. In dieser garnicht theatralisch wirkenden Umgebung kam die schöne Stimme des hervorragenden Predigers zu ergreifender Wirkung; ich habe selten eine so andächtig lauschende Gemeinde erlebt.

Dieser Eindruck blieb damals vereinzelt, jetzt waren Wandlungen umfassender Art eingetreten. In den Strassen New Yorks war neben den grossen Geschäftshäusern und Apartment-Hotels nichts so auffallend wie neue Kirchengebäude, die man vorzugsweise in wohlhabenden Vierteln antraf. Bisher waren die Vereinigten Staaten Einfuhrland auch für Sekten gewesen und ziemlich für alle Sekten der Welt. Sie waren neuerdings auch auf diesem Gebiet zur Eigenproduktion übergegangen und sogleich in grossem Masstab. Eine Frau war es, die „einzige Frau, die eine Kirche gestiftet hat“, Frau Eddy, auf die diese neuen Kirchen, die Christian-Science-Kirchen, zurückgingen. Sie hat zwar ihr Buch „Wissenschaft und Gesundheit (mit einem Schlüssel zu den heiligen Schriften)“ schon 1875 erscheinen lassen; trotzdem hatte ich 1893 von ihrem Wirken nichts bemerkt. Jetzt konnte man es nicht übersehen. Ein grosser Reichtum hatte sich in ihrer Bewegung angesammelt. In etwa 2000 zum grossen Teil neuerbauten Kirchen wurde die neue Lehre verkündet, die als Heilung von der Nervenerregung des immer unruhvoller gewordenen Lebens empfunden wurde. Tausende von „Seelenärzten“ waren tätig. Am bezeichnendsten war vielleicht, dass die „Eddysten“ sich nicht auf Gottesdienst und Versammlungen beschränkten; sie geben auch eine Zeitung heraus, die sich schnell durch hervorragende Leistungen insbesondere auch auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, Beachtung verschafft hatte: „The Christian Science Monitor“. Einer seiner besten Mitarbeiter, Chamberlin, hat später, als er aus Russland vertrieben wurde, mit Frau und Kind in meinem Hause Unterkommen gefunden; von ihm erfuhr ich mancherlei über die Praktisches und Mystisches auf merkwürdige Art mit einander verbindende neue Lehre.

Den stärksten unmittelbaren Eindruck empfing ich jedoch auf dem grössten Festmahl, das ich auf amerikanischem Boden mitgemacht habe. Veranstalter war die New Yorker Handelskammer, deren hohes Ansehen nicht nur darauf beruht, dass sie die grösste Handelsstadt Amerikas repräsentiert, sondern dass sie auch 21 Jahre älter ist als die angesehenste politische Vereinigung des Landes, der Senat der Vereinigten Staaten. Am 138. Jahresbankett der „Chamber of Commerce of the City of New

York“ im grossen Festsaal des Waldorf-Astoria-Hotels nahmen 560 Gäste teil. Präsident Theodor Roosevelt hatte abgesagt, da er auf einer Reise zur Besichtigung des Panamakanal-Baues war; er wurde von seinem ersten Minister Elihu Root vertreten, dem früheren hervorragenden Rechtsberater Rockefellers, der gerade von einer Rundreise durch Südamerika zurückgekehrt war. Die vier Redner des Abends waren der deutsche Botschafter, der scheidende englische Botschafter, ein Vertreter des Senats und ein bekannter Geistlicher. Das Fest wurde eingeleitet mit einer gebetartigen „Devine Blessing“ und der vierte Redner sprach über das Thema: „Religion and Commerce“. Aus seiner Rede seien drei Sätze hervorgehoben: „You could not do the world’s business for a single day without religion... There could be no true stability, no true permanence, either in art or literature or science, or true wellbeing without religion... If this great people is to fulfill her destiny... she must be fundamentally a religious nation“. Der Präsident der Handelskammer bestätigte diese Ausführungen in seinem Schlusswort, indem er sagte: „I want to see religion in the forefront of our politics, our finance and our education“.

Die religiöse Stimmung, die beim Festmahl so stark zum Ausdruck kam, hatte etwas Altväterliches. Sonst aber gewann ich fast den Eindruck, die protestantische Kirche sei von Neuerungssucht befallen. Sie stand unzweifelhaft in einer gewissen Krise. Die Predigt reichte zum Zusammenhalt nicht aus. Es fehlte an grossen Kanzelrednern und die Vielheit der Sekten hemmte die Entwicklung der theologischen Wissenschaft. Die Zeit war aber für mystische Entwicklungen günstig. Sie fanden im Osten in den Naturwissenschaften Nahrung; Hypnotismus und die Rätselhaftigkeit der neu entdeckten Strahlen beschäftigte die Gemüter. Im Westen war es die fremde Welt jenseits des Pazifischen Ozeans, welcher die Aufmerksamkeit auf sich zog; vor Allem der Buddhismus entwickelte eine starke Anziehungskraft. Ein besonderes, eindrucksvolles Beispiel dieser Art lernte ich in Kalifornien kennen. In San Diego bestieg ich einen nahen Küstenhügel, um einen freien Blick aufs Meer zu gewinnen. Es war Point Loma; auf seiner Höhe lag eine Sammlung merkwürdiger Bauten zum Teil griechischen, zum Teil im orientalischen, insbesondere indischen Stil. Es stellte sich heraus, dass es der Mittelpunkt der theosophischen Bestrebungen nicht nur Amerikas, sondern, wie man dort sagte, der Welt sei. Mitten zwischen Osten und Westen wolle man – die Gründerin und Leiterin war auch eine Frau: Katharina Tingley – das philosophische Denken der orientalischen mit dem praktischen der amerikanisch-europäischen Welt verbinden. Jeder Aufgenommene wurde nach dem System des Raja Yoga erzogen, dessen Ziel ist, das Göttliche im Menschen von allem Nicht-Göttlichen, insbesondere Gewinnstreben und Ehrgeiz, zu befreien und zu voller Entwicklung zu bringen. Dabei schien Musik eine grosse Rolle zu spielen. Selten habe ich eine so starke Mischung von Verwunderung und Bewunderung empfunden. Übersah ich aber die Entwicklung im ganzen, so erinnerte der Wirrwarr an die Spätzeit des altrömischen Kaisertums. Vor Allem der Protestantismus schien unter dem Einfluss amerikanischer Neuerungssucht der Zersetzung zu verfallen.

Anders war das gleichzeitige Bild des Katholizismus. Er hatte durch das erwähnte starke Hervortreten der Slaven und Romanen in der Einwanderung einen Kräftezuwachs erhalten. Das galt zunächst äusserlich. An Mitgliedern stand die katholische Kirche hinter den beiden grössten Sekten der Methodisten und Baptisten nicht mehr zurück und sie war wirksam durch eine ganze Schar von Bischöfen und Erzbischöfen sowie einem Kardinal vertreten. Sie war nicht eine lokale Einrichtung wie die protestantischen Sekten, sie war eine Weltkirche und damit ein Bindeglied mit der europäischen

Heimat, die man verlassen hatte. Die Messe war in Amerika nicht anders als im Heimatland. Sie war nicht wie eine Predigt von der Persönlichkeit des Priesters abhängig. Sie packte in Amerika sogar noch mehr als einst in der Heimat. Die protestantische Kirche wirkte in allen ihren vielen Teilen als Helferin der Amerikanisierung; bei der katholischen Kirche war das – wie auch die Versuche des Kardinal Gibbons bewiesen – so gut wie ausgeschlossen. Wo alles zu schwanken schien, stand die katholische Kirche fest. Sie war jetzt auch Empfängerin amerikanischer Stiftungen geworden. Insbesondere die Gründer und Leiter desjenigen Trusts, der ziemlich allgemein als der unerfreulichste galt, die Gebrüder Duke vom Tabak-Trust, hatten Dutzende von katholischen Kirchen gestiftet. Unzweifelhaft war die katholische Kirche auch auf dem Wege zu politischem Einfluss. Das schien mir nicht die unbedingte Wirkung der Wandlung zu sein, die sich in der Einwanderung vollzogen hatte.